

Was Menschen möglich machen : Muskelkraft und Herzblut

Autor(en): **Omoregie, Rebecca**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2012)**

Heft [3]: **Wohnen & Menschen**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-349032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WAS MENSCHEN MÖGLICH MACHEN

Muskelkraft und Herzblut

TEXT: REBECCA OMOREGIE / FOTOS: MARTIN BICHSEL

Die eine feierte gerade ihren dreissigsten Geburtstag, die andere gibt es erst seit kurzem. Doch etwas haben beide gemeinsam: Hinter der Wogeno Dach in Oensingen und hinter der Wohnbäckerei in Biel stecken Menschen, die mit viel Einsatz ihren Wohntraum verwirklichen.

Die Stimmung ist schlecht. Anna holt uns am Bahnhof Oensingen ab und warnt uns schon mal vor. Eigentlich wollte die Genossenschaft Wogeno Dach heute ihre alte Liegenschaft winterfest machen. Doch der Winter hat über Nacht angeklopft. Statt einem goldenen Herbsttag wartet an diesem Samstag Ende Oktober ein Schneesturm vor der Türe. Und irgendwie, erzählt Anna während der kurzen Autofahrt, habe heute niemand so recht Lust zum Anpacken.

Einsatz gefragt

Als wir vor dem alten Haus vorfahren, scheint die Siedlung menschenleer. Anna lässt sich die Laune nicht verderben. «Wo sind die denn alle? Wahrscheinlich irgendwo am Schärme am Kafi suufe». Sie lacht ihr breites Lachen und führt erst einmal durchs Haus. Wir steigen die knarrende Holzterasse hoch. Die Wohnung im dritten Stock steht derzeit leer. Eines der Zimmer haben die Bewohner der Nachbarwohnung schon in Beschlag genommen. Als die Genossenschaft vor einigen Jahren ihre Gross-WG in einzel-

ne Wohnungen aufteilte, wählte sie flexible Wände. So lassen sich die Wohnungsgrössen anpassen. Wer in die restlichen drei Zimmer der leeren Wohnung einziehen wird, ist noch offen. «Es ist lustig», sagt Anna. «Manchmal gehen die Wohnungen weg wie warme Semmeln. Und manchmal dauert es länger.»

Auch die grosse Dachwohnung steht derzeit leer. Hier wird demnächst eine alleinerziehende Mutter einziehen. Endlich wieder Kinder in der Siedlung! Dennoch gab es Diskussionen. Eine Frau, allein mit vier Kindern, und dann noch mit kleinem Budget? Doch schliesslich fanden die Genossenschafter: «Wer soll dieser Familie eine Wohnung geben wenn nicht wir?» Naki, Annas Mann, ist gerade dabei, die Holzböden abzuschleifen. Auch solche Instandsetzungsarbeiten erledigen die Genossenschaftsbewohner selber. Rund zehnmal pro Jahr treffen sie sich zu Arbeitstagen. Fünfzig Stunden sollte jeder pro Jahr für die Genossenschaft einsetzen. Bei Anna sind es viel mehr. Sie ist im Vorstand und in der Hausgemeinschaft aktiv und streicht als gelernte Malerin auch mal





Foto: Fotoblog

Einsatz auch bei schlechtem Wetter: 50 Stunden pro Jahr sollte jeder für die Genossenschaft arbeiten.

die Wände der frei werdenden Wohnungen. Um mehr Zeit für die Genossenschaft zu haben, hat sie ihren Job gekündigt, arbeitet derzeit nur temporär. Das macht ihr nichts aus: «Dann tausche ich meine Stunden halt Ende Jahr mit jemandem gegen ein Znacht. Aber eigentlich zähle ich gar nicht mehr. Schliesslich mache ich das freiwillig und nicht, weil ich muss.»

Besser als ein Bordell

Wir verlassen das Haus, treten hinaus in den Schnee. Schnell zur nächsten Tür wieder hinein. Für den unkundigen Besucher ist «die Klus» ein Labyrinth aus Treppen, Ein- und Ausgängen. Anna öffnet die Tür zum Keller. «Weil heute schlechtes Wetter ist, wollten wir wenigstens das Gerümpel hier aufräumen.» Doch im Moment ist hier keiner. Eine Tür weiter, im Heizungsraum, treffen wir Oli. Er gehört zu den wenigen Urgesteinen, die seit der Gründung der Genossenschaft hier leben. Während er ein dickes Holzschiet in den Heizungssofen schiebt, erzählt er, wie es war vor dreissig Jahren. Damals, als die

Gruppe – man kannte sich aus der alternativen Szene von Olten – die heruntergekommene Liegenschaft entdeckte und später eigenhändig renovierte. Ursprünglich als Gasthof gebaut, später von einem Kammfabrikanten gekauft, gelangte das stattliche

«Ich zähle meine Stunden gar nicht mehr. Schliesslich mache ich das freiwillig.»

Haus Anfang des 20. Jahrhunderts in die Hände der Von Roll AG. Die Eisenwerke vermieteten die Wohnungen zunächst an Arbeiterfamilien, später an Fremdarbeiter und dann, ab 1976, gar nicht mehr. «Zwei von uns arbeiteten bei der Von Roll», erinnert sich Oli. «Und sie kamen jeden Tag an diesem leerstehenden Haus vorbei.»

Die Gruppe hatte schon lange den Traum vom selbstverwalteten Wohnen und Arbeiten. Sie gründete die «Wogeno Dach» und bewarb sich um das Haus. Von Roll war tat-

sächlich bereit, die Liegenschaft zu verkaufen – für 130 000 Franken. Viel Geld für die Genossenschafter, die als Hippies galten und bei Banken und auch in der Gemeinde nicht gerne gesehen waren. Es gelang ihnen, Privatdarlehen zu sammeln, und als sich auch noch ein Massagesalon um die Liegenschaft bewarb, gab die Besitzerin doch der Genossenschaft den Zuschlag. «Wir waren wohl das kleinere Übel», sagt Oli schmunzelnd.

Mit der Zeit gegangen

Esthi stösst dazu, Olis Partnerin. Sie zieht die dicken Handschuhe aus und reibt sich fluchend die kalten Finger. Die Frauen verräumen die Gartenmöbel. Kein Zuckerschlecken bei diesem Wetter. Ein kleiner Schwatz kommt da gerade recht. Auch Esthi war von Anfang an dabei. «Ich gehöre zu den Gruftis hier.» Sie lacht. Was sich in den dreissig Jahren verändert habe? «Alles, laufend. Wir haben uns immer den Bedürfnissen angepasst.» Zum Beispiel als die ersten Kinder bekamen und plötzlich überfordert waren mit der Kommune. «Anfangs war das schon ein

Diskussionspunkt. Die Familienwohnung sei doch Fühü.» Doch dann hätten sie gemerkt, dass sie auch in einer Hausgemeinschaft das leben könnten, was sie in der WG gelebt hätten. «Das ist nun einmal die Realität. Ich denke, das haben wir geschafft: uns der Realität zu stellen und trotzdem den Grundgedanken weiterzuleben.» Esthi schultert wieder einen Gartenstuhl. Natürlich setzten sich die heutigen Bewohner nicht mehr so ein wie damals die Gründer. «Am Anfang war für alle ganz klar: Das ist unseres. Es war gar nie ein Thema, ob jemand an einen Arbeitstag kommt oder nicht.»



Anna: «Ich suchte etwas Gemeinschaftliches.»

Die Wogeno Dach habe einige Krisen überlebt, bestätigt Genossenschaftspräsident Urs später im Verwaltungsbüro. «Die Ablösung der Gründergeneration und das nachlassende Engagement waren eine Zeitlang ein Problem.» Dazu kamen finanzielle Engpässe. Das habe zu Diskussionen geführt, man habe sogar überlegt, eine AG zu gründen. «Trotz allem hat sich das Modell der Selbstverwaltung hartnäckig gehalten.» Auch für ihn, der vor zwanzig Jahren hier Unterschlupf fand, als er sich von der Familie trennte, ist der viele Freiraum nach wie vor das grosse Plus. «Es hat Platz für eigene Ide-

en. Ich konnte in diesen zwanzig Jahren sehr viel verwirklichen.» Die beiden kleinen Pavillons gegenüber vom Haupthaus zum Beispiel waren seine Idee. «Früher war das hier ein Hang, voller Brennesseln und Unkraut. Aber es ist unser Land. Und die Genossenschaft lebt nur von den Mietzinseinnahmen.»

Verjüngung gelungen

Finanziell steht die Wogeno Dach heute auf soliden Füßen. Und den Bewohnern ist es gelungen, wieder jüngere Menschen anzulocken – Leute, die sie aus der Kulturszene von Olten kennen. Lea zum Beispiel. Schnaufend wuchtet sie die schweren Einkaufstaschen die Treppe hoch. Sie wird heute für alle das Mittagessen kochen. Seit vier Jahren wohne sie hier, erzählt sie, während sie die Einkäufe verräumt. Oli und Esthi fragten sie damals, ob sie nicht in die frei werdende Nachbarwohnung ziehen möchte. Die beiden

«Hier hat es Platz für eigene Ideen.»

Wohnungen sind verbunden, die gemeinsame Türe steht meistens offen. «Wir gehen einfach rüber, ein Käfli holen. Das hat mich gereizt. Und auch, dass man so viel selber machen kann.» Auch sie arbeitet als Sozialarbeiterin nicht hundert Prozent, um genug Zeit für die Genossenschaft zu haben. «Man muss halt Prioritäten setzen. Du musst dich entscheiden, willst du im Sommer lieber mit den Kollegen in der Badi hängen oder auch einmal zuhause bleiben und hier etwas tun.»

Mit Anna, der Malerin, ist sogar buchstäblich die nächste Generation hier eingezogen. Ihre Eltern gehörten zu den Gründern. «Doch irgendwann fand meine Mutter, jetzt reiche ihr das Gestümm. Also zogen wir



Esthi: «Wir haben es geschafft, uns der Realität zu stellen.»

weg.» Dass sie 30 Jahre später wieder hier gelandet ist, sei eher Zufall. «Ich suchte eine Wohnung und dann hiess es, wir haben grad eine, komm doch!» Etwas Gemeinschaftliches habe sie allerdings schon gesucht. «In einem normalen Wohnblock zu leben hätte ich mir nicht vorstellen können.»

Wellness und Wollsäue

Andere haben die Normalität ausprobiert und sind reumütig zurückgekehrt. «Einmal Klus, immer Klus», scherzt Oli beim Mittagessen im Gewölbekeller. Rolf und Corinne sind so ein Beispiel: Zwanzig Jahre wohnten sie in der Wogeno Dach, dann drei Jahre lang in einer ganz normalen Mietwohnung. «Aber das hat nicht funktioniert», erklärt Rolf. «Diese isolierten Einzelzellen: Die Wohnung hört an der Haustüre auf. Und von den Nachbarn hörst du nichts – ausser, wenn du Dreck liegen lässt.»

Auch für Oli und Esthi wäre nie etwas anderes in Frage gekommen. «Wir haben nicht das Bedürfnis nach einem Einfamilienhüsi. Unsere Beziehung ist von Anfang an so ge-



Oli: «Ich hatte nie das Bedürfnis nach einem Einfamilienhüsi.»



Instandsetzungsarbeiten übernehmen die Bewohner selbst.



Die alte Liegenschaft haben die Genossenschafter eigenhändig renoviert.

wachsen.» Wie es einst sein wird, wenn die ersten von ihnen ins Alter kommen, daran mögen sie noch nicht denken. «Unsere Devise war immer: Solange es passt, ist es gut», resümiert Esthi. Zukunftswünsche haben sie aber schon. Ein Wellnessbad zum Beispiel. «Und Wollsäue», ruft Rolf. Gelächter. Die ersten beginnen, ihre Teller abzuräumen. Vielleicht schaffen sie es ja am Nachmittag noch, den Keller zu entrümpeln.

Von der WG zur Genossenschaft

40 Kilometer weiter westlich macht man sich schon Gedanken über die Zukunft. Die Genossenschaft Wohnbäckerei in Biel ist erst ein gutes Jahr alt. Die Haus-WG allerdings gibt es schon seit bald fünfzehn Jahren. Eben weil sie nicht wissen, wie lange es sie noch hier hält, haben die Bewohner eine Genossenschaft gegründet. «Wir werden älter und die Komfortansprüche steigen», erklärt Vizepräsident Tobias. «Sind wir noch drei Jahre hier, noch zehn?» Das ehemalige Bäckershaus an der Bieler Bruggstrasse ist nicht ideal gelegen: zwischen einer lärmigen Strasse und den Zuggleisen. Für die Studenten-WG damals habe das keine Rolle gespielt. Die jungen Leute teilten sich die drei Wohnungen, rissen im obersten und untersten Stockwerk die Küchen heraus und richteten auf der mittleren Etage eine grosse Gemeinschaftsküche ein. «Wir waren schon damals recht selbstverwaltet», erinnert sich Tobias. «Wir strichen, flickten, renovierten.» Der Liegenschaftsbesitzer liess sie gewähren, bezahlte sogar das Baumaterial. Eigentlich hatte er das alte Haus schon lange abgesprochen. Irgendwann fragte er: «Wollt ihr es nicht kaufen?»

Dies war die Chance, das Haus vor dem Abbruch zu bewahren. Der Garagenbesitzer nebenan liebäugelte nämlich schon mit dem Grundstück. «Wir haben überlegt, ob wir uns einer anderen Genossenschaft anschliessen

könnten, uns dann aber entschieden, selber eine Genossenschaft zu gründen», erzählt Präsidentin Claudia. Das war nicht so einfach. Vor allem die Statuten bereiteten ihnen Kopfzerbrechen. «Das ist ein Deutsch, das niemand versteht», ärgert sich Tobias. Die Bewohner wollten eine Struktur aufbauen, die nicht nur für dieses eine Haus trägt, sondern auch für allfällige weitere Liegenschaften. Also gründeten sie eine Genossenschaft und einen Hausverein, mit dem sie einen Selbstverwaltungsvertrag abschlossen.

Jetzt lohnt es sich

Nun konnten sie endlich richtig loslegen mit dem Umbau: neue Fenster und eine Zentralheizung einbauen, die Wände isolieren. «Das war für mich ein grosser Unterschied», betont Claudia. «Früher, als das Haus als Abbruchobjekt galt, wussten wir nie, ob es sich lohnte, so viel Zeit dafür zu investieren. Jetzt hat das Haus eine Zukunft. Und die Arbeit, die ich mache, ist nicht nur für mich, son-

dern auch für diejenigen, die in zwanzig Jahren hier wohnen werden.» Natürlich sei es nicht immer einfach, Zeit für die Umbauarbeiten zu finden. Claudia zuckt die Achseln. «Das ist nun halt unser Hobby. Wir sind alle ein bisschen Bastler.»

Inzwischen sind die meisten Bewohner der Haus-WG zwischen 30 und 40. Nicht mehr im WG-Alter eigentlich. Noch aber stimmt diese Wohnform für sie. Jetzt, wo sie endlich eine Heizung haben, wollen sie den neu gewonnenen Komfort geniessen. Und ausserdem: «Wenn man länger hier wohnt, so viel investiert, wächst einem das Haus ans Herz.» Wir setzen uns an den gemütlichen

«Jetzt hat das Haus eine Zukunft.»

Holztisch in der Gemeinschaftsküche; Claudia schenkt Kaffee ein. «Es ist schön, wenn man sich abends hierhin setzt und noch drei andere da sitzen. Ich habe keine Lust, alleine zu wohnen.» Die günstige Miete habe ihr ausserdem geholfen, ihre Zweitausbildung als Sozialarbeiterin zu finanzieren. Auch Tobias, der als Eventtechniker viel unterwegs ist, schätzt die Gesellschaft. «Hier komme ich nicht in ein leeres Haus zurück. Ich muss nicht herumtelefonieren, wenn ich Leute sehen will.» Daran änderte sich auch nichts, als er vor einem Jahr Vater wurde. «Natürlich haben wir uns überlegt, ob wir nun mehr eigenen Raum brauchen. Aber in dem Haus können wir uns zurückziehen und Familie sein, wenn wir wollen. Ich finde es aber auch wichtig, das unsere Tochter verschiedene Bezugspersonen hat.»



Claudia und Tobias: «Wir sind alle ein bisschen Bastler.»